

583

Paul Parin

## **Buchbesprechung: Richter, Horst-Eberhard: Flüchten oder Standhalten.**

Reinbek (Rowohlt) 1976. 316 S., 19,80 DM.

Nachdem der Redaktion der PSYCHE eine Besprechung des Buches „Flüchten oder Standhalten“ vorlag, hatte sie den Wunsch, auch ich sollte noch etwas zu Richters „Ansatz einer sozialen Anwendung der Psychoanalyse“ sagen. Das fällt mir aus mehreren Gründen nicht leicht. Erstens stimme ich dem Lob und den Kritiken von Schmid Noerr und Viethinghoff in vielem bei. Zweitens schreibe ich nicht gerne als Nur-Psychoanalytiker, als psychoanalytischer Fachidiot über Richter: denn die Warnung vor einer Selbstisolierung,

584

einer sozialen Selbstblendung der Analytiker, die er in diesem Buch mehrmals ausspricht, halte ich für berechtigt.

Dennoch will ich versuchen, den Blickwinkel nicht zu verlassen, den mir meine psychoanalytische Orientierung zuweist. Die Unterscheidung einer psychoanalytischen Forschung von einer Anwendung der Psychoanalyse auf andere Gebiete als auf das Seelenleben einer zu analysierenden Person auf der Couch ist klar und einfach, wenn man sich ausschließlich an die Methodologie hält. Nur die lebende, „analysierbare“ Person kann auf Deutungen reagieren; sie hat einen „psychischen Apparat“, dessen verbale und nichtverbale Antworten die einzigartige Möglichkeit ergeben, die Vermutungen des Forschers über das Unbewußte zu bestätigen oder zu widerlegen. Alles andere wäre Anwendung psychoanalytischer Einsichten; denn weder Gruppen, soziale Institutionen, noch geschichtliche Ereignisse oder Werke der Kunst und Literatur haben eine Psyche (außer im metaphorischen Sinn), deren dialogische Antwort allein dem Denken und Handeln des Psychoanalytikers die Kriterien einer wissenschaftlichen Methode verleihen würde. Doch haben sich weder Freud noch auch seine Schüler je an diese säuberlich-methodische Trennung gehalten. Wer wüßte zu sagen, ob die Entdeckung des ödipalen Konflikts ein Versuch ist, Phänomene des seelischen Lebens mit Hilfe des Ödipus-Mythos zu erklären, oder ob nicht bereits diese frühe und entscheidende Tat der Psychoanalyse einer Anwendung psychologischer Einsicht auf ein Werk der Literatur, das Ödipus-Drama des Sophokles, entspricht. In Anbetracht dieser traditionellen Erweiterung psychoanalytischer Studien muß man nicht nur den erweiterten

Aufgabenkreis der Psychoanalyse, den Richter umreißt (S. 15, 16), gelten lassen, „alle sich im Unbewußten auswirkenden Einflüsse der momentanen realen Situation bewußt zu machen“; man kann auch nicht mehr sagen, wie die obigen Rezensenten es tun: „Richters Studie ist ... im strengen Sinn *keine psychoanalytische Arbeit*, sondern Resultat der sozialempirischen Beobachtung von Interaktionsfeldern“.

Also könnte man untersuchen, ob Richter gute oder schlechte, richtige oder falsche, erfolgreiche oder ergebnislose Psychoanalyse treibt. Der Autor macht uns das insofern leicht, als er im ersten Kapitel umreißt, wo er Unterlassungssünden der klassischen Psychoanalyse (mehr historisch erklärbare Lücken als Fehlentwicklungen) sieht, die er mit seiner Untersuchung kritisieren und womöglich korrigieren möchte. Mit seiner Kritik kann ich vielfach übereinstimmen, wenn ich sie auch anders ableiten und in mancher Hinsicht weiter treiben würde.

Dafür zwei Beispiele: Heinz Hartmann hat mit seinem methodischen Kunstgriff, den Begriff einer „durchschnittlich zu erwartenden Umwelt“ einzuführen, und mit seinem Festhalten daran, daß die psychische „Anpassung“ ein biologisches Prinzip und nicht eine Folge sozialer Verhältnisse ist, dazu beigetragen, daß sich Soziologie und Psychoanalyse noch immer nicht wechselseitig durchdringen, was er selber beklagt und was Richter (S. 23) korrigiert wissen möchte. Der Autor gibt in seinem Buch vielfältige, aus der Erfahrung herstammende, phänomenologische und dynamische Beschreibungen sozialer Gruppen, Institutionen und Ideologien, von denen die „alltäglichen korrumpierenden Manipulationen“ (S.20) ausgehen, denen der Einzelne ausgesetzt ist. Ich meine aber, daß der Analytiker die gesellschaftlichen Einrichtungen

585

mittels einer umfassenden Theorie, die sowohl die Sozialisation als auch das wirkliche Verhalten des sozialisierten Menschen umfaßt, begreifen müßte: Nur so wäre er im Stande, den Gegenstand seiner Studien, das Unbewußte des Individuums in der Gesellschaft vollständig zu verstehen. Therapeutisch handelt es sich ja nicht darum, als machtloser Einzelner den gesellschaftlichen Pressionen jeweils besser „standzuhalten“ oder, wie Freud es seinerzeit ausdrückte, „sich zur Wehre zu setzen“ (Studien über Hysterie, GW I, S. 312). Darüber hinaus müßte eine umfassendere Psychoanalyse dem Analysanden zeigen, wo und wieweit sein sozialisiertes Ich auf die Gesellschaft selbst einwirkt, wie sein internalisiertes oder projektiv externalisiertes Überich die Ideologie einer bestimmten sozialen Situation in einer so und nicht anders strukturierten Gesellschaft bestätigt oder ihr widerspricht.

Auch ich finde, daß die von Erikson postulierte Phase der Identitätsfindung der Dialektik zwischen gesellschaftlichen Kräften und seelischer Struktur und Dynamik, die sich doch das ganze Leben hindurch fortsetzt, um das 20. Lebensjahr herum ein vorzeitiges Ende setzt. Aber nicht nur weil manche (oder wie Richter, S.19, sagt: die große Mehrzahl) der Jugendlichen niemals bereit seien, „sich bleibende Idole und Ideale als Hüter ihrer schließlichen Identität aufzurichten“. Sondern ich meine, daß nur eine fortgesetzte Auseinandersetzung mit den gesellschaftlich gebotenen oder geforderten Idealen eine genügende Autonomie gegenüber den äußeren Kräften gewährleistet (analog dem, was wir von der „unendlichen Analyse“ gegenüber den Kräften aus dem Es erwarten). Von Auseinandersetzung ist nun in diesem Buch die Rede. Doch ist es nicht die gleiche, die ich meine. Die schlimmen Konflikte, in die jedes menschenbezogene Handeln eines Sozialarbeiters in der Bundesrepublik gerät, sind nicht die Konflikte, denen die Psychoanalyse auf den Grund geht.

Ich sehe, es ist schwer, Richter als Analytiker zu kritisieren. Wo ich ansetze, finde ich, daß ich nicht seine psychoanalytische Sicht, sondern seine *soziale* zu kurz oder zu eng oder zu unvollständig finde. In der Familie, besonders in der Kindheit, aber auch später, in den diversen Gruppen und Institutionen, die der Autor mit teilnehmender Hellsicht studiert hat, steht jeweils ein Einzelner (Gegenstand der Psychoanalyse) machtlos starken und stärksten Kräften gegenüber. Mag sein, er hält stand, wie jene tapfere Frau M. (S. 271 ff.). Diese Machtlosigkeit ist eine konkrete, ein Phänomen, das allzuleicht verleugnet, verschleiert, verdrängt wird.

Selbstentfremdung und schlimmes Manipuliert-Werden sind die Folgen. Nicht zu Unrecht wird da selbst Heidegger (S. 20) kurz zitiert. Die Machtlosigkeit ruft Angst hervor. Die ubiquitären Isolationsängste des „Normalen“ (S. 51 ff.) stiften ganze Hierarchien von Manipulationsprozessen. Kein Zweifel. Jedes Kind hat Trennungsängste erlebt, die regressiv wiederbelebt werden können. Überzeugend ist auch, daß in Familien und Gruppen, die der Autor studiert hat, diese Ängste, Signalängste im Sinne der zweiten Angsttheorie, die der Einzelne nicht wahrnimmt, der Beobachter aber sehr wohl, antisoziales und selbstschädigendes Verhalten auslösen. M. a. W.: Die konkrete Machtlosigkeit des Einzelnen gegenüber gesellschaftlichen Kräften entspricht zwar der Situation, in der sich der Autor, die meisten Leser, Sozialarbeiter und ihre Klienten befinden; aber sie entspricht nicht dem dialektischen Modell der Psychoanalyse. Nimmt man diese Machtlosigkeit zum Ausgangspunkt einer psychoanalytischen Untersuchung, gelangt man un-

weigerlich dazu, den Erwachsenen als ohnmächtiges kleines Kind, abhängig und machtlos, gepflegt oder manipuliert im Kreis seiner Familie, seiner Eltern und Erzieher zu sehen. Nun muß aber der Analytiker anders denken. René A. Spitz hat gefunden, daß bereits das Neugeborene und der Säugling ebenso sehr auf seine Mutter einwirkt wie diese auf ihn. Analog dem, daß jeder Mensch nicht nur Objekt der Geschichte ist, sondern auch Subjekt, daß er seine Geschichte macht, ohne es zu wissen, wirken die „Seelenkräfte“ (Freud) nicht nur in einer Richtung. Erst wenn wir den Konflikt, Aktion, Reaktion und ihr Ergebnis, das in neue Konflikte weiterwirkt, aufklären, können wir Psychoanalyse treiben.

Dies ist der Punkt, an dem meine psychoanalytische Kritik des Buches ansetzen muß. Dringt unserem Verhalten wie dem Vaterhaus von Franz Kafkas Freund „die Angst aus allen Poren“? Ja und nein. Philosophisch gesprochen sehr wohl. Mehr oder weniger oft auch psychosomatisch. Aber kommen wir so zu einem psychoanalytischen Verstehen sozialen Verhaltens? Das glaube ich nicht. Ich meine vielmehr: Weil der Autor die soziale Welt einseitig sieht, als eine übermächtig manipulierende und drohende, und den Einzelnen als real ohnmächtig (nicht nur soweit er in kindliche Erlebnis- und Verhaltensweisen regrediert), ist die psychoanalytische Sozialpsychologie Richters einseitig und damit unvollständig. Zahlreiche Mechanismen der Ichformation und Ich-Anpassung an soziale Situationen kommen zu kurz. „Psychosoziale Abwehrformen“ (wie sie George Pollock beschrieben hat) werden erwähnt (S. 17); doch werden die besprochenen Institutionen nicht daraufhin untersucht, inwiefern sie den herrschenden oder dienenden Subjekten solche Abwehrleistungen herleihen. Das vielseitige Wechselspiel von partiellen oder globalen Identifikationen, solchen mit dem Aggressor und gegensinnigen mit geliebten und bewunderten Objekten, aus denen sich das Ich aufbaut und die dauernde Ichmodifikationen hinterlassen, bestimmt die Angleichung an institutionalisierte Verhaltensmuster; das gilt für die psychische Entwicklung, hört aber im erwachsenen Leben nicht auf. Der Wechsel einer identifikatorischen Anpassung an soziologisch vertikalorganisierte Gruppen (Familie, Arbeitswelt) und horizontal organisierte (peer group, gang), der in der Adoleszenz eine große Rolle spielt, beeinflusst sicherlich spätere Anpassungsleistungen, erwünschte und unerwünschte, und greift jedenfalls in die Ichorganisation ein. Es sieht jedoch immer wieder so aus (S.100, 101 u. a.) als komme Manipulierbarkeit oder gar Hörigkeit von Trennungsangst allein, die von Trennungsdrohungen ausgelöst wird. Das Übertragungsmodell (S. 111), die Reinfantilisierung durch die Institution (S. 187), die elternartige Überhöhung der Chefrolle (S. 194, 195), alles unbezweifelbare psychische Realitäten, werden so behandelt, als ob das Ich keine eigene, in der Entwicklung erworbene Struktur hätte, als ob es ein passives

amorphes Reagens wäre. Gewiß. Die Realität muß man erst wahrnehmen, um darin Agens zu werden; „das“ Ichideal kann dem Ich eine Stütze und Leitung bieten. Wenn man aber trachtet, „die psychischen Kräfte wieder besser in die Hand zu bekommen“ (S.229), ist es nur der erste Schritt, die soziale Realität der Institution (die manipulatorisch einwirkt) „relativ genau einzuschätzen“. Hier erst setzt die psychoanalytische Untersuchung ein. „Wie man sich innerhalb des gegebenen eigenen Spielraums rühren kann“ (S.230), hängt von dynamischen und ökonomischen Kräften ab: wie das Ich zum

587

Über-Ich steht, ob dessen Forderungen abgewehrt werden, ob sich das Ich mit diesen sekundär identifiziert, ob das Über-Ich „von innen her“ wirkt, als Introjekt abgegrenzt bleibt, ob ein Teil oder gar „präautonome Überichkerne“ nach außen projiziert werden und ob „projektive Identifikationen“ die soziale Umwelt mit früh verinnerlichten oder spät erworbenen Attributen ausstatten, und wie sich bei alledem das Verhältnis von aggressiven und libidinösen Besetzungen gestaltet. Was nun endlich die Kräfte aus dem Es betrifft, so beschränken sie sich nicht auf passive Wünsche nach Zugehörigkeit und Geborgenheit. Jede soziale Rolle evoziert, befriedigt oder frustriert doch hoch differenzierte Wunschvorstellungen; die einen, mehr objektbezogenen, ließen sich noch im phantastisch-verzerrten „Familienmodell“, das der Einzelne auf die soziale Welt überträgt oder übertragen kann, unterbringen. Andere, wie die narzißtische Befriedigung aus der Ausübung von Macht, anal-retentive und anal-sadistische Regungen im Umgang mit Mitmenschen bestimmen vom Unbewußten her das Verhalten. In diesem Buch werden sie kaum erwähnt, und der Versuch, sie zu analysieren, ihre unbewußten Quellen und Ziele aufzuklären, wird nicht unternommen. Der Autor will das Leiden, das sie verursachen, verringern; er tastet sie aber analytisch nicht recht an.

Richter sieht, daß es eine „sinnvolle Frage“ ist, „... inwieweit Menschen, die von der üblichen Arbeitsorganisation her – in Fortsetzung ihrer Erziehungserfahrungen – eine permanente Bevormundung gewöhnt waren ...“ (S. 232), plötzlich entschlossen und selbstverantwortlich handeln können. Ich meine, daß der verdeckende Schleier einer „Gewöhnung“ an Bevormundung in diesem Buch nicht genügend gelüftet wird.

Die psychoanalytische Orientierung hat mich in eine Richtung geführt, die Richters Buch nicht bis zum Ende verfolgt. Eine andere Intention der Psychoanalyse, die Absicht, Unbewußtes bewußt zu machen, verfolgt er unbeirrt weiter als beinahe alle Autoren, die sich überhaupt aus dem psychoanalytischen Lehnstuhl erhoben und in das verwirrende Leben der Industriegesellschaft

hineingewagt haben. Das „unbewußte“ Leben, das so viele einschränkt und bedrückt, die sich um eine wirkliche und unmittelbare Lebensverbesserung in unserer verwalteten und oft genug, wie er zeigt, schlecht verwalteten Welt bemühen, könnte für den, der im Sinne des Autors „standhält“, zu einem bewußteren und sinnvolleren Leben werden. Wer nicht so, wie er es tut, an die unbewußten Ängste rührt, wer Vorurteile, wer gesellschaftlich wirkende psychische Zwänge und ideologische Verdunkelung nicht mutig aufdeckt, wird nie dazu kommen, den emanzipatorischen Gehalt der Psychoanalyse auszuschöpfen. In Richters Initiativ-Gruppen kann der „neue Mensch“ noch nicht entstehen. Vielleicht wird der Autor in seinem nächsten Werk mit einem radikaleren Gebrauch seiner psychoanalytischen Methode die Hindernisse und Einschränkungen noch vollständiger erfassen, die uns vom „neuen Menschen“ trennen.